№ 34. Schlesische 1846.



Eine Zeitschrift für Leser aus allen Ständen.

Waldenburg, den 20. August.

Menschen sind Brüder.

O die alte Welt wäre so glücklich, so schön,
Wenn die Menschen sich wollten hie unten versteh'n,
Wenn Nachbar zum Nachbar in jeglichem Stand,
Spräch: Menschen sind Brüder, drum reich' mir die Hand!

Was müssen wir leben so neidisch und feind?
Da leben wir könnten so herzlich vereint,
Spräch' Einer zum Andern in Lieb' und Verstand:
Komm, Menschen sind Brüder, drum reich' mir die Hand!

Mein Rock zwar ist grob und deiner ist fein,
Ich trinke nur Wasser, dir fehlt's nicht an Wein,
Doch mein Herz und dein Herz durch Werth sind verwandt,
Und Menschen sind Brüder, drum reich mir die Hand!

Du würdest betrügen nicht Weib und nicht Mann,
Auch ich halt am Rechten so gut als ich kann.
Nennst Lust du und Lieb' nicht, was ich so genannt?
Komm, Menschen sind Brüder, drum reich' mir die Hand!

Deine Mutter dich liebte, wie Mutterlieb' kann,
Die meine für mich, was sie konnt', hat gethan,
Ob hoch und ob niedrig, umschlingt uns ein Band,
Die Menschen sind Brüder, drum reich mir die Hand!

Wir lieben des Sommertags heitere Glut,
Das Vaterland ist uns das edelste Gut.
Vom Himmel ward beiden das Leben gesandt,
Komm, Menschen sind Brüder, drum reich mir die Hand!

Hinfälliges Alter uns beide bedroht,
Und hinterher schleicht beständig der Tod,
Bald liegen wir beid' in demselbigen Land —
Komm, Menschen sind Brüder, drum reich' mir die Hand!

Der Schmied und der Junker.

Am Ausgang eines großen, dichten Waldes uralter Eichen lag rechts ein Dorf, links — ganz allein und noch unter den äußersten Aesten des Waldes — das Wohnhaus mit Zubehör, der Garten und die Schmiede des Meisters Hupperts. Die ganzen Gebäulichkeiten des Meisters zusammen nannte man im Dorfe und weiten Kreise der Umgegend:

„die Schwartschmiede;" das kam her von: „Schwertschmiede," denn alte Chroniken meldeten, daß die uralten Vorfahren des jetzigen Meisters Schwerter geschmiedet hätten.

Man rechnete den Namen der Hupperts bis zu 400 Jahre hinauf; man sprach von diesen Hupperts als von einem sonderbaren, mächtigen, seit den vier Jahrhunderten das niedere Volk der ganzen Umgegend fast beherrschenden Geschlecht; wie sie immer riesenhafte Naturen an Körper, Kraft und eisernem Charakter gewesen wären, wie sie immer geheimnißvolle Kenntniß der Krankheiten an Menschen u. Vieh gehabt, stets „das Jus" gekannt und mit all diesen Gaben der weiten Umgegend mannichfach gedient hätten, dabei auch stets als Muster von Ordnung, strengster Ehrlichkeit, überhaupt jeder Bürger-Tugend — ausgenommen der Sanftmuth — Allen vorangegangen seien.

Wenn ein Hupperts sich verheirathen wollte, so freuten sich rings umher alle Eltern und Töchter und war es der reichste Schulze, dessen Tochter begehrt wurde, so war ihm das eine Ehre; nun aber sollte es mit dem alten starken Geschlecht zu Ende gehen: der jetzige Besitzer der Schwartschmiede war der Letzte seines Namens und hatte keinen Sohn, nur eine Tochter; doch war es, als wenn die Natur diesem Letzten, gleichsam als Entschädigung, die Kraft seines Geschlechts in höchster Fülle gegeben hätte, damit er dasselbe würdig schließe.

Alles was die alten Sagen und Chroniken von gewaltiger Stärke, Strenge, schroffer Ehrlichkeit und geheimer Wissenschaft seiner Vorfahren meldeten, machte er zur vollen Wahrheit. Er war ein Mann von 6 Fuß Höhe und von einer Schulter zur andern konnte man drei volle Fuß messen; man hatte gesehen, daß er einen wüthend gewordenen Ochsen mit einem Faustschlag niederstreckte u. einen Sack mit einem Malter Korn in die rechte Hand nahm und mit steifem Arm in die Höhe über den Kopf warf. Es war in weiter Umgegend kein Haus, wo nicht ein Mensch oder Thier von ihm geheilt war, ohne Kosten, und einen Advokaten kannte man da gar nicht, der Hupperts schlichtete alle Streitigkeiten durch gütigen Vergleich und gewichtigen Machtspruch, oder — wenn Einer auf dem Unrecht eigensinnig bestehen wollte — durch tüchtige Prügel; aber er war auch ernster, ja finsterer und düsterer als seine Vorfahren, denn das Gefühl, daß er der letzte seines Namens war, lag schwer auf seiner Brust.

Es war ein schöner Frühlings-Abend als der riesige Schmied vor seinem Ambos stand; den ungeheuern Kopf bedeckten lange, graue Haare, von der mächtigen tiefgefurchten Stirn nach hinten gestrichen. Die tief im Kopfe liegenden Augen waren feurig grau, von buschigen Braunen beschattet und es schien, als wenn sie Funken sprühten bei jedem Hiebe auf das glühende Eisen; das Gesicht war braun und jeder Zug desselben scharf, finster und stolz, Kraft und eisernen Willen verrathend; das ganze Wesen des Mannes erschien eigenthümlich, imponirend, abstoßend und doch auch bewältigend und anziehend. Er trug kurze, graue Hosen mit Kamaschen und Schuhen; eine rothe Weste, die geöffnet, ein grobes, aber schneeweißes Hemd zeigte, daraus sich eine mächtige Brust hervordrängte. Die Aermel des Hemdes waren aufgestreift und man sah zwei Arme wie Balken, darauf die eisernen Muskeln fauſtdick lagen, man glaubte fast darauf hämmern zu können. Die schwarzen Hände bestanden nur aus Knochen

und stählernen Sehnen und griffen das glühende Eisen wie faules Holz an.

Durch den schon dunkelnden Wald fiel der glühende Schein der Essen und ließ die uralten Eichen wie wunderbar geformte mächtige Riesengestalten und Nebelbilder erscheinen und die gewaltigen Hammerschläge dröhnten weit durch die tiefe, abendliche Waldesstille. — Diese Stille wurde aber jetzt allmälig noch durch einen frischen, kräftigen Gesang unterbrochen, der durch den Wald sich der Schmiede näherte und den man bald in folgenden Strophen vernehmen konnte:

Hei! hi! hei!
Das Wandern ist nun aus!
H i! hi! hei!
Der Bursche kommt nach Haus.
Ist gangen durch gar manches Land.
Jetzt hängt er's Ränzel an die Wand, —
Das Fläschchen auch dazu —
Und setzet sich in Ruh! —
Hei! hi! hei!
Schön's Weibchen sei dabei!

Während dieses Gesanges war der Sänger der Schmiede so nahe gekommen, daß er in dem vollen glühenden Wiederschein ihrer Esse stand, und nun sah man einen großen, starken Burschen von etwa vier und zwanzig Jahren, mit kecken, frischen, trotzigen und doch gutmüthigen Zügen, mit großen, klaren blauen Augen und blonden Haaren, in reinlichen, ordentlichen Kleidern eines Handwerksburschen, einen tüchtigen Tornister aufgeschnallt, den knorrigen Hagdornstock in der Rechten, eine Korbflasche in der Linken; die Korbflasche hielt er aber nicht immer in der Hand, sondern nur dann und wann, und gerade jetzt, weil er nach der letzten Strophe seines Liedes das Letzte daraus getrunken hatte. Die zurückgebliebenen Tropfen schüttete er nun auf den Nagel des Daumens, dann warf er die Flasche in die Höhe und schnappte sie wieder auf, indem er seinen Stock in ihren Lederriemen schob.

„Mein Liedel ist nun aus, und das Fläschchen ist aus, und das Wandern ist nun auch aus;“ mit diesen Worten hing er die Flasche wieder um, stützte sich auf den Stock und sah nun einige Minuten still und träumerisch hinaus in die Gluth der Esse. „Gott sei Dank!“ — sprach er jetzt — „der alte Schmied ist noch da und kann noch tüchtig drauf losschlagen; was wohl das Dortchen macht?! — ob sie mir noch — na — wir werden ja sehn; aber das Herz ist mir so schwer wie ein Ambos;“ — damit schritt er rasch weiter und stand bald vor der Schmiede.

„Guten Abend Vater Hupperts!“ rief er dem Schmied entgegen.

Dieser schmiedete ruhig weiter und ohne aufzusehn erwiederte er: „Dank! gleichfalls.“

Da trat der Wanderer dicht vor ihn hin und brachte den Gesellengruß des Schmiede-Handwerks vor; nun erst sah der Schmied auf und den Gesellen an, dann meinte er, indem er weiter arbeitete: „Ah — Franz! — bist auch wieder da? bist ein tüchtiger Kerl geworden?“

„Ich glaub's wohl und meine Meister haben's gesagt;“ mit dieser Antwort reichte der Franz dem Schmied die Hand dar; „wart noch einen Augenblick, bis das Eisen kalt ist;“ Franz wartete, der Schmied that noch ein Dutzend Schläge, dann zog er den Gesellen beim Rockzipfel vor das Feuer der Esse; „Laß Dich mal erst ansehn, wie Du aussiehst.“

Der Franz sah ihm frei und treuherzig in das tiefe, scharfprüfende Auge; der Schmied wiegte seinen Körper — das war das Zeichen seiner Zufriedenheit und ein leises Lächeln stahl sich für einen Augenblick über seine scharfen Züge; dann trat er hinter den Franz und hob dessen Tornister etwas in die Höhe; der wog schwer und war sauber und gut geschnürt.

*

„Ich glaub', Du bist ordentlich," meinte jetzt der ernste Prüfer und reichte dem Franz seine Hand und Franz schlug freudig-kräftig mit den Worten ein: „versucht's nur, Vater Hupperts; nehmt mich als Gesellen auf; ich denk, ich schnür gleich mein Bündel bei Euch ab als wie zu Haus; hab' ja sonst kein Haus, ich armer, verwais'ter Bursch!"

Hier wollten dem Franz Thränen in die Augen kommen; aber der Schmied sah ihn ernst und strafend an, da bezwang er sich und um etwas zu thun, wollte er rasch seinen Tornister ablegen, aber der Schmied rief: „Halt da! Du weißt ja doch: erst die Probe;" trat zu einem Wandschrank, holte einen ungeheuren Schmiede-Hammer mit blendend weißem Stiel hervor und legte ihn auf den Ambos.

Dieser Hammer war wenigstens zweihundert Jahre alt, von einem Vorfahren des Hupperts geschmiedet und seitdem immer von Vater auf Sohn gegangen, mit der Bedingung, daß kein Sohn in der Schmiede bleiben, kein fremder Geselle darin angenommen werden dürfe, der ihn nicht mit einer Hand viermal hintereinander um den Kopf schwingen könne. Der Hammer war die heiligste Reliquie der Familie, an allen Geburts-, Hochzeis-, Kindtaufs-, Sterbe- und Feiertagen lag er im Wohnzimmer mitten auf dem Tisch, mit Blumen und Bändern geschmückt und der lange Eichenstiel wurde oft sorglich gescheuert, so daß er zuletzt blendend weiß war; — es hatte Jeder eine gewisse Ehrfurcht vor dem Hammer und wie ihn der Franz nun vor sich liegen sah, nahm er mit der Linken die Kappe ab und dann griff er zu, schwang ihn wirbelnd sechsmal um den Kopf, warf ihn dann wie einen leichten Kreisel in die Höhe und schnappte ihn mit steifem Arm wieder auf.

(Fortsetzung folgt).

Die Osterfeier der Russen.

(Beschluß.)

Nun kehrt die ganze Freude der Matzlinitza, der Butterwoche wieder, aber in einem größern Maßstabe. Statt der Eisberge erheben sich nun Schaukeln von allen nur möglichen Gattungen; ganze Straßen bilden sich von Säcken, in welchen Pflaumen, Rosinen, Pfefferkuchen, Wall-, Hasel- und Cedernüsse feilgeboten werden, überall begegnet man Ausrufern, die herrlichen Quas anbieten. Das frohe Panorama dieses in seiner Art einzigen Volksfestes ist eingerahmt von den herrlichsten Equipagen, worin hohe Herrschaften in den kostbarsten Modeanzügen oder reiche Kaufmannsfrauen in den noch üblichen Nationalkleidern strahlen. Aber der König dieses Festes ist der eigentliche Nerv im Staate, der sogenannte Plebs. Er ist selig, denn er hat sieben Wochen streng gefastet und darf nun Butter, Kuchen und Fleisch essen; er ist überselig, denn er hat sieben Wochen gedurstet und darf nun trinken. Das thut er nun auch, so lange sein Erspartes reicht, und wenn dies zu früh ausgeht, so nimmt er seine überflüssige Garderobe zu Hülfe, denn in seinem überglücklichen Zustande braucht er ja den Erdenplunder nicht. In diesen Festtagen lernt man erst einsehen, zu welch' hoher Stufe die Kunst des Trinkens getrieben werden kann. In Deutschland trinkt man wohl auch, aber wie prosaisch, wie gemein! Es geht hier so weit, daß der Trunkene sich seines glücklichen Zustandes schämt und sich so gleichsam selbst verleugnet; der trunkene Russe hingegen tritt in seiner nassen Verzuckung ohne Furcht vor seinen Herrn, trocknet sich den Schweiß von dem hochrothen, glänzenden Gesicht, streicht sich den Bart und spricht: „Ich bin schuldig vor Dir, bin betrunken, Väter-

chen," und der sonst so strenge entgegnet im Bewußtsein der eigenen Schwäche: „Wir sind Alle sündige Menschen!" und fügt nur noch den freundlichen Rath hinzu: „Leg' Dich schlafen, mein Sohn!" Aber das thut der Selige erst, wenn ihm die Füße völlig den Dienst versagen; dann sinkt er auf das kühlende Pflaster nieder, unbekümmert, ob die Hufe der Tartarischen oder Arabischen Rosse ihn berühren. Die in diesen Tagen so nachsichtsvolle Polizei nimmt ihn nun in ihre Arme und giebt ihm in der reich bevölkerten Siege (Polzeihaus) ein Ruheplätzchen, bis sein glücklicher Rausch in etwas verflogen, wo er den neuen Ankömmlingen Platz machen muß und ohne Strafe entlassen wird, nur beneidet von den Polizeiaufsehern, denen der strenge Dienst nicht erlaubt, selig wie er zu sein.

Die Osterwoche ist zugleich die der Eiergeschenke. Die Zahl der Eier, die in dieser Zeit gebraucht und verzehrt werden, muß ins Ungeheure gehen, denn lange vorher, ehe dieses Fest eintritt, schaukeln sich schon auf der Fontanka und dem Katharinenkanal ganze Flotten von Fahrzeugen, die mit dieser gebrechlichen Waare beladen sind. Die ganze Generation, die sich auf den Straßen freudetrunken bewegt, schält und ißt Eier. Kein ächter Russe naht dem andern, ohne mit dem Friedenskusse und dem üblichen Spruche „Christus ist erstanden!" nicht auch ein gefärbtes Ei zu überreichen. An allen Ecken stehen große Körbe mit solchen Eiern zum Verkauf ausgestellt. Die gewönlichsten sind dunkelroth gefärbt, dann kommen die mit Zwiebelschale gefärbten. Dies sind die Eier des gemeinen Mannes, die er nach dem Empfange sogleich verspeis't. Nun steigert sich aber der Luxus dieses Geschenks nach dem Reichthume des Gebers, nach dem Stande des Empfängers. Man nimmt möglichst starke Gänseeier, macht oben und unten in dieselben zwei Löcher, bläs't durch diese das Eiweiß und Eigelb heraus, zieht ein seidenes Band hindurch und bemalt oder beklebt die Schale mit Flittergold. Diese werden sorgsam aufbewahrt und hängen als Schmuck in den Zimmern. Nun kommen die künstlichen Eier, oft mit einem theuren, werthvollen Inhalt. Man fertigt sie von Zucker, Glas, Porzellan, Elfenbein, Mammuthknochen &c. Sie sind in der Mitte zu öffnen und darin befindet sich nun das eigentliche Festgeschenk: ein kleines silbernes Besteck, ein goldner Schmuck, Juwelenringe und dergleichen; manche enthalten scherzhafte Ueberraschungen: eine Schlange schnellt aus dem Ei hervor, sobald man es öffnet; aus einem andern steigt ein kleiner Luftballon zu der Decke des Zimmers empor, in dessen Gondel ein niedlicher Amor sich schaukelt. Eine junge Dame bekam einst ein Ei von milchweißem, halbdurchsichtigen Glase von einem jungen Manne geschenkt. Von außen betrachtet, schienen sich in demselben kleine Kränze von Vergißmeinnicht zu befinden. Als sie aber das Geschenk öffnete, lag in dem untern Theile eine blühende Rose, in deren Kelche sich ein kleiner Hohlspiegel befand, der hell und klar das freundliche Antlitz der Ueberraschten wiedergab. Das größte Kunstwerk dieser Art war von Elfenbein und von der Größe eines Gänseeis. Wenn man es öffnete, blieb der obere Theil mit dem untern durch drei kleine Säulchen verbunden. In dem untern Theile befand sich das Grab des Erlösers, die Engel hielten an demselben die Wache. Leise erklang nun die Melodie des Kirchen-Gesanges: „Christus ist erstanden." Das Grab öffnet sich, der Erlöser hob sich aus demselben empor und schwebte zu den Himmelshöhen des obern Theils hinauf, aus dem kleine Engelein sich ihm entgegensenkten.

Mit den letzten Klängen des frommen Auferstehungsliedes schloß sich das Ei von selbst wieder. —

Miscellen.

(Die hungrige Reisetasche.) Vor einiger Zeit traf ein Eisenbahnpassagier in Valenciennes ein, begab sich zur Table d'hôte eines der Bahnstation benachbarten Gasthauses und legte mittlerweile den Reisesack auf den neben ihm stehenden Stuhl nieder. Als ihm am nächstfolgenden Tage die Rechnung vorgelegt wurde, erstaunte er nicht wenig, zu sehen, daß ihm das Souper für zwei Personen aufgerechnet wurde. Er wollte den Wirth durch die Bemerkung aufklären, daß ein Irrthum unterlaufen sei, indem er allein reise; dieser erwiederte aber, daß dadurch, indem er seinen Sack auf einen Stuhl stellte, er den Platz wegnahm, den ein anderer Reisender eingenommen hätte, und er demnach für den dadurch veranlaßten Schaden billigerweise die kleine Entschädigung leisten müsse. Er zahlte und reiste ab. Wenige Tage darnach kam er in Valenciennes auf's Neue an und kehrte wieder in dem nämlichen Gasthause ein. Auch diesmal nahm an der Table d'hôte Platz und stellte seinen Reisesack auf den Stuhl nebenan nieder, so oft aber eine feste Speise herumgereicht wurde, zog er einen Bogen Papier heraus, wickelte eine Portion ein und steckte sie in die Reisetasche. Der eben anwesende Wirth wollte Vorstellungen dagegen machen, aber der Reisende erwiederte: „Vor einigen Tagen war meine Reisetasche nicht hungrig, nun aber sehen Sie, daß sie bei gutem Appetit ist, und dies ist ein Ersatz für die Zeit, in welcher sie nichts zu sich genommen hat." — Hierauf wendete er sich an die Gesellschaft und erklärte ihr den Vorfall, der natürlich alles in die heiterste Stimmung versetzte.

(Recept zu einem Liebesbriefe der nie seine Wirkung verfehlt.) „Mein Fräulein! Sie werden auf dem letzten Balle bemerkt haben, daß ich nichts bemerkte, als Sie. Sie sind schön, sehr schön, schöner als jede Schöne, welche ich je sah. Sie haben außerordentlichen Verstand; Ihr Geist hat mich entzückt. Sie sind gut, das zeigt Ihr Auge, Ihr Ton, Ihr Benehmen. Doch Alles dieses wissen Sie. Ich muß Ihnen jedoch etwas mittheilen, was Sie nicht wissen. Ich bin 26 Jahre alt. Ich bin Erbe einer Million. Meine Tante ist 80 Jahre alt und kränklich. Ich bin ihr höchstes Glück. Sie hat mir schon jetzt vier Herrschaften zugesichert. Das Erträgniß derselben ist bei 300,000 Mark jährlich. Was meine Tante an Papieren, an Juwelen, an barem Gelde besitzt, soll höchst bedeutend sein. Ich werde hierbleiben, in dem Hause meiner Tante bleiben, und ihr die Augen zudrücken; in meinen Armen wird sie sterben. Dann lebe ich im Winter in Paris — im Sommer in den Bädern, im Frühjahr in Wien, im Herbst auf meinen Gütern. Fräulein, wollen Sie meine Hand annehmen? Als Wittwensitz biete ich Ihnen meine schönste Herrschaft und jährlich 100,000 M. vorläufig. Wahrheit ist alles, was ich hier niederschreibe; und Ihr Herr Papa kann sich von der Wahrheit dieser meiner Angaben überzeugen. Uebrigens besitze ich auch einen modernen Namen, ich heiße Arthur, ich kann mich aber auch William nennen, wie es Ihnen angenehmer ist. Um zwei Zeilen Antwort bittet Sie, Ihr für Sie sterbender Verehrer, Arthur."

(Türkische Offenherzigkeit.) Kürzlich wurde der türkische Gesandte zu Berlin, Achmet Effendi, aus Neugier von vielen Damen besucht. Bei einem solchen Besuche theilte er Bonbons aus. Einer der Damen gab er doppelt und dreifach. Sie im Triumphe ihrer Eitelkeit, läßt ihn durch den Dolmetscher um die Ursache fragen. Weil ihr Mund noch einmal so groß ist," war seine Antwort.

Peter! Zu was Teufel trägt der Hr. — P — Schreiber G. in S. auch an den Stiefeln Sporen?

Purzel! Nur zum Estaffette reiten.

Die Bürgermeisterwahl zu Waldenburg.

(Beschluß.)

Vor Allem bedarf unser Armenwesen einer bedeutenden Verbesserung. Die Armuth nimmt in unserer Stadt, so wie in der Umgegend bedenklich überhand. Die Concurrenz mit den Fabriken, welche sich immer mehr und mehr verbreiten, drückt auch unsere Handwerker und setzt sie außer Verdienst. Sie wird besonders vermehrt durch die leichte Verbindung mit der Provinzial-Hauptstadt, so angenehm und vortheilhaft letztere auch anderseits ist. Mit der Armuth vermehrt sich unmittelbar die Noth und das Elend, mittelbar das Laster und das Verbrechen. Höchst bedenklich muß diese Thatsache nicht allein dem Staatsmann, sondern auch dem Menschenfreunde sein und erfordert die sorgfältigste Prüfung und die freiste Besprechung, um die letze Wurzel des Uebels aufzufinden und auszureißen. Ueber die Kräfte einer Commune für sich geht freilich die Lösung dieser Aufgabe; doch sie vermag durch gutes Beispiel und Vereinigung Vieles, ja Alles. Und kann man auch das Uebel nicht von Grund aus heben, so erfordert es doch die Pflicht der Nächstenliebe zu thun, was möglich ist; hebt ein Armenhaus auch keineswegs die Armuth, so lindert es dieselbe doch. Darum ist der Vorschlag gewiß sehr verständig und wohl zu überlegen, daß man die Ueberschüsse, welche jährlich zur Gründung eines Schatzes für die Noth, eines Reservefonds zurückgelegt und im Falle des Bedürfnisses doch wahrscheinlich nicht zur Disposition stehen werden, daß man diese Ueberschüsse zur Erweiterung und Verbesserung des Armenhauses anwenden möge, welches zwar schon vorhanden ist, aber in einem Zustande, daß Bürger darin kein Unterkommen finden; da doch der Bürgerstand der die Lasten dazu trägt, die meisten Ansprüche darauf hat, und eine Abfindung mit Geld keinen genügenden Ersatz bietet.

Ebenso wichtig sind die kirchlichen Angelegenheiten. In die innere religiöse Entwickelung kann die Commune an sich durch ihre gesetzlichen Organe zwar nicht eingreifen, besonders da sie so verschiedene Confessionen umfaßt, sie kann dieselbe höchstens fördern, und sich dadurch viel Verdienste um den Fortschritt erwerben. In dieser Art hat sich Waldenburg schon bewährt. Anders ist aber das Verhältniß der Commune zu den äußern kirchlichen Angelegenheiten, z. B. Besoldung der Geistlichkeit, Belastung der Gemeindeglieder, Parochialeintheilung, u. s. w. Hier hat die Commune darauf zu sehen, daß keine Mißbräuche vorfallen, daß die Belastung möglichst gleichmäßig ausfalle ꝛc.; denn sie hat die Rechte aller ihrer Mitglieder gleichmäßig zu vertreten. Hier hat sich nun schon lange das Bedürfniß nach Ablösung der Stolgebühren fühlbar gemacht, weil durch dieselben der Arme am meisten gedrückt wird und weil die Einforderung derselben für den Geistlichen lästig und unwürdig ist. Es ist zur Abhülfe dieses Uebels schon ein großer Schritt geschehen; möge man nur entschlossen weiter schreiten, und die evangelische Landgemeinde dem Vorangange der Stadt nachfolgen!

Durch das Einkommen aus den Stolgebühren wurden bei der evangelischen Gemeinde bisher nicht allein beide Prediger, so wie die Glöckner, sondern theilweise sogar die Lehrer der Stadtschule unterhalten; und zwar sorgt der zweite derselben, der ganz davon lebt, zum Theil für den Unterhalt zweier seiner Collegen, sogen. Adjuvanten — ein unnatürliches Verhältniß, welches bei einem wohlgeordneten Schul-

wesen nirgends vorkommt. Denn entweder ist eine größere Anzahl von Lehrern nöthig, und dann muß die Commune dieselben berufen und ihnen einen ihrer Mühe entsprechenden Gehalt aus eignen Mitteln sichern, oder eine geringere Anzahl reicht hin, und dann darf sich kein Lehrer zu seiner Unterstützung Gehülfen (Adjuvanten) halten, sondern selbst und allein seine Pflicht erfüllen. In Beziehung auf den 2ten evangel. Prediger und ersten Lehrer an der Schule ist jetzt eine Aenderung eingetreten, welche der Gemeinde zum Wohle und Ruhme gereichen wird. Das Schulgebäude muß um- oder neugebaut werden. Möchte bei dieser Gelegenheit der Wunsch so vieler Aufgeklärten aller Confessionen zur Ausführung kommen und eine Simultanschule errichtet werden, damit sich die Jugend schon früh an ein tolerantes Nebeneinanderleben gewöhnt und nicht die Erinnerung an eine Trennung, gewissermaßen eine Theilung in feindliche Lager in das Leben mitnähme! Bei einer zeitgemäßeren Einrichtung und besser durchgeführten Einheit des Ganzen würden die Christkatholiken gewiß gern ihre projektirte Schule, welche übrigens noch durch die Ueberfüllung der beiden bestehenden Anstalten hervorgerufen wird, in dieser Anstalt aufgehen lassen.

Mit der Umwandlung der Stolgebühren hängt unmittelbar die Verbesserung unseres Steuerwesens zusammen; denn der Betrag von jenen muß durch direkte Beiträge, also Steuern, aufgebracht werden. Um so mehr macht sich eine möglichst gleichmäßige Vertheilung derselben nothwendig, damit Niemand zu sehr bedrückt wird und Andere verhältnißmäßig vielleicht frei ausgehen. Möge die Commission von Stadtverordneten und Bürgern, welche zur Ordnung dieser Angelegenheiten niedergesetzt ist, recht weise, thätig und unerschrocken verfahren! Denn auch Unerschrockenheit und persönliche Aufopferung gehört dazu, um das allgemeine Beste zu fördern. Besonders möge man darauf beharren, Lasten von sich abzuwälzen, die das Gemeinwohl nicht erfordert und kaum in der Verjährung eine Art von Verpflichtung begründen! Bei allen zu thuenden Schritte aber verfahre man einig und suche nicht seinen Privatvortheil in der Absonderung, nicht lasse man Einzelne die Sache der Commune auskämpfen. Es kennt ja Jedermann das Gleichniß vom Pfeilbündel.

Ueberhaupt sind eine Menge veralteter Einrichtungen, welche auf das Ganze drücken, möglichst abzuschaffen. Zu ihnen gehören die 12 Thaler Bewachungsgelder, welche an das Gräflich Hochbergische Dominium gezahlt werden, da doch die Stadt sich selbst zu bewachen vermag und wirklich bewacht. Wo wird es denn wohl noch z. B. Städte geben, welche das Wasser, das sie auf ganz naturgemäße Weise durchströmt, von Privatpersonen pachten müssen? Desto schlimmer, wenn man sich eine solche Last erst neuerdings (seit 5 Jahren) aufgebürdet hat. Wie lästig, sonderbar, ja unsinnig ist es nicht, daß mitten in der Stadt Grundstücke liegen, welche nicht zu ihr gehören, welche die Vortheile derselben genießen, ohne ihre Lasten zu tragen! Dazu gehören die beiden Mühlen und ein ansehnliches Grundstück mit einer Ziegelei. Eine andere Ungleichheit der Belastung liegt darin, daß viele Häuser einen doppelten Grundzins zu zahlen haben, an das Dominium und an die römisch-katholische Pfarrei, andere in einem bestimmten Viertel einen sogen. Wachszins an die letztgenannte u. s. w.

So wird es der Mängel in unseren Zuständen wohl noch manche geben, welche ich hier nicht alle aufführen kann und will. Es genügt das Gesagte, um daraus den Schluß zu ziehen, daß unsere Commune und besonders ihre gesetzlichen Behörden und Organe, das Stadtverordneten-Collegium und der Magistrat, keineswegs eine ruhige, sorgenfreie Stellung einnehmen, daß sie keine Sinekuren, d. h. Aemter mit Einkommen ohne Beschäftigung, gewähren, sondern die von den Bürgern mit jenen Stellen betrauten und beehrten Männer unermüdlich und redlich arbeiten müssen. Somit können wir uns auch Glück wünschen, daß unser neue Bürgermeister Willen und Kraft besitzt an der Lösung der vielen und großen Aufgaben rüstig mitzuarbeiten.

E. K.

Verleger und Redakteur C. J. Schlögel.